

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der Revolutionär oder Noch ein Geheimmittel. Eine Strandrede

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Mäuerle machte eine Schwenkung auf dem Absage.
 „Mäuerle!“
 „Der Mäuerle machte wieder Kehrt. „Herr Hauptmann?“
 „Mäuerle, mach' einen Kartoffelsalat dazu! 'S ist gut!“

Der Revolutionär
 oder
Noch ein Geheimmittel.
 Eine Standrede.



Was? Noch ein Geheimmittel. Es ist ja schon eines im Kalender, und will der Hinkende zweimal in einem Jahrgange seinen Spaß mit uns treiben? Nein,

geneigter Leser, diesmal ist's dem Hinkenden völlig Ernst, und das Geheimmittel, über das er mit Euch sprechen will, ist nicht nur ein Mittel gegen Krankheiten sondern auch eines für die Gesundheit. Ist's nicht sonderbar, daß die Menschen stets nur nach Mitteln sagen gegen Krankheiten, und sich das Geld aus der Tasche schwindeln lassen für Geheimmittel, die ihnen Haare wachsen machen sollen auf ihren kalten Schädeln, oder die ihnen ihre minierten Nerven stärken, oder die Gicht vertreiben sollen? Wår's nicht viel vernünftiger, man forsche auch einmal nach einem Geheimmittel für die Gesundheit, so ein Mittelchen, das Einen gar nicht krank werden läßt? Da wäre es der Mühe werth, den Geldbeutel aufzuthun, und solch ein Mittel, das uns vor Krankheiten und Stechthum schützt, wäre doch viel mehr werth, als eines, das uns erst nützt, wenn wir bereits krank geworden sind und auf dem Schragen liegen? Sparen wir doch bei dem ertieren die Schmerzen, das Bettliegen, den Doktor und Apotheker, und folglich auch unser gutes Geld. Denn wir wollen es nur gleich von vornherein gestehen, unser Geheimmittel, das Menschen und Vieh vor den schwersten Ansteckungskrankheiten bewahrt, kostet keinen cothen Heller, und ist doch Millionen, oder vielmehr Milliarden werth, denn mit solchen Kleinigkeiten wie Millionen gibt sich heutzutage ein freigereicher Deutscher gar nicht mehr ab. Unser Mittel ist überall zu haben, Allorts bei der Hand, und hilft sicherer als alle Miracren, Pillen und Latwergen.

Ein berühmter Arzt hat einmal gesagt:
 „Die Heilkunde fängt eigentlich erst da an, wo das Rezeptschreiben aufhört.“
 Und der Mann hat Recht, die Apotheker mögen noch so sehr dagegen protestiren. Unser Mittel, das wir Geheimmittel nennen, weil es leider vielen Menschen noch ein Geheimniß ist, wird in keinem Recepte verschrieben, und von keinem Apotheker gemacht, man hat es nicht in Schachteln oder Gläsern mit Goldpapier über dem Stöpsel, es ist nicht wie die Morisonischen oder andere Larripillen aus Quecksilber und Gummi-guttli zusammengesetzt, es kann nur nützen und niemals schaden, denn unser Herrgott selber ist der Apotheker, und der versteht's, und wenn er schon kein A. amundneunziger ist und seine Arzneimittel gratis gibt, seine Apotheke ist doch im Flor. Und unser Geheimmittel ist dazu noch uralte, schon Adam und Eva haben es profitirt, obschon es nicht in den Zeitungen à la „Königstrau“ gepriesen war, kurz es ist nichts mehr und nichts weniger als — die gewöhnliche, gemeine aber reine, uns allenhalber umgebende atmosphärische Luft.

Na, aber jetzt hört auf, Hinkender, wird da und dort ein geneigter Leser sagen, und lasset uns ungeschoren mit Euerm lustigen Geheimmittel. Die Luft braucht man zum Schnaufen, das wissen wir auch ohne Eure Standrede, zu was sie aber sonst gut sein soll, als Einem Ohrenreißn und Zahnweh zu machen, das werdet Ihr uns schwerlich begreiflich machen können.

Doch, meine verehrten Zuhörer, gerade das will ich, und gerade deshalb halte ich eine Standrede. Die Luft brauchen wir zum Athmen, ganz richtig, und darum handelt es sich auch bei unserem Geheimmittel.

Wir alle wissen doch, daß man in Folge schlechter, dumpfer, feuchter, verdorbener Luft krank werden kann, und krank werden muß? Die Strofeln, zu denen auch die Kröpfe gehören, und die Tuberkelkrankheit, diese Geißeln der Menschheit, welche mehr Opfer verlangen als die blutigsten Schlachten, sind hervorgerufen, gedeihen und wachsen durch die schlechte Luft. Das weiß jedes Kind, daß Sumpflust Wechselfieber macht, und das gelbe Fieber, welches in Südamerika oft ganze Städte entvölkert, kommt auch davon. Und daß man von Zugluft Zahnweh und Ohrenweh, und zur Abwechslung auch Gliederreißn bekommt, ist auch kein Geheimniß mehr.

Wie aber verdorbene Luft gleichsam die Wiege bildet für gar viele verheerende Seuchen, so gedeiht im Gegentheil in guter, frischer Luft alles Leben. Die Pflanzen wuchern rasch und üppig, der Mensch bekommt rothe Wangen und runde Waden, frische Lippen und stramme Muskeln. Schaut Euch nur einmal die Bergbewohner an, die Männer haben Muskeln wie Stahl, und die Mädchen Waden wie Vorstorfer Äpfel, daß ein aristokratisches Stadtfraulein sich schämen müßte, ob solch' einer unanständigen Gesundheit. Das kommt aber nicht allein vom Käseessen, Küheweiden und Tobeln her, sondern das kommt hauptsächlich von der gesunden, frischen Luft.

Aber warum ist denn die frische Luft so gesund?
 Es gibt eine ganze Reihe von Krankheiten, die von den gelehrten Herren mit Recht Gährungskrankheiten genannt werden. Gährungskrankheiten? Was soll das aber eigentlich heißen? Das sind Krankheiten, die dadurch entstehen, daß ein giftiger Stoff durch unsere Lungen beim Athmen in unser Blut kommt, daß diese Gifstoffe in unserm Blute in Gährung ge-

ratzen, und damit auch das Blut selbst und die Gäfte, mit denen sie in Berührung kommen, in Aufruhr und Gährung versetzen. Diese Gährungsstoffe sind aber eigentliche Unruhstifter, welche das ruhigste und lojalste Blut zu einem wahren Wütherich aufheben können. Solche Revolutionen in seinen Adern kann aber der Mensch nicht ertragen, er wird krank, ja er wird sterbenskrank. Die Gährung bei diesen Krankheiten ist ganz derselbe Prozeß, wie wir ihn täglich in unserm Haushalte, in der Küche, beim Bäcker, im Brauhause vor sich gehen sehen. Die Köchin kennt ganz gut diese Gährungskraft, wenn sie Dampfnudeln backen will und sie zuvor „aufgehen“ läßt durch Hefe. Der Bäcker, der seine Stollen oder Gipfel mit Sauerteig emportreibt, der Bierbrauer, der sein Bier gähren läßt, alle kennen ganz genau diesen Gährungsprozeß, oder Fermentationsprozeß, wenn man sich, damit es nicht Jedermann versteht, gelehrt ausdrücken will. Welches sind aber hauptsächlich diese Gährungskrankheiten? das sind: der Scharlach, die Masern, die Blattern, der Typhus, die Cholera,

die Difteritis, die Ruhr u. s. f. Puh! das ist ein wüthter Speisetzettel, lauter Ploniere des Todes, die für ihn wacker vorarbeiteten, seine treuen Diener, die ihm so viele Opfer zuschleppten, daß es ihm fast zu viel wurde, und der alte Schiffer auf dem Acheron ließ ermattet die Arme sinken und sagte: „Jetzt halt ich's nimmer aus! Was fällt denn den Ärzten dort droben ein, daß sie mir so viele Patienten schicken?“

Und der alte Charon hatte Recht, denn bis vor kurzem hat man diese Gährungskrankheiten auf die unverantwortlichste Weise behandelt. Wenn so ein armer Kranker in der Fieberhitze glühte wie ein Dampfessel, der eben im Begriff ist zu explodiren, da wurde das Feuer erst noch recht geschürt; nur recht warm halten, war der oberste Grundsatz; die armen Patienten wurden mit Bergen von Kissen zugedeckt und müßten schwitzen auf Tod und Leben, kein Tropfen Wasser über die brennenden Lippen, keine Hand voll frische Luft in das dumpfe Zimmer; zur Hitze wurde noch Hitze gefügt, und richtig, die Kranken starben auch wie die Fliegen, die an's Feuer kommen. Das begreift heute Jeder, der schon einmal eine „aufgehende“ Dampfnudel gesehen hat, die Aerzte aber haben sich damals wenig mit dem Studium der Dampfnudeln befaßt. Die Hitze befördert die Gährung, das weiß jede Köchin, wo aber in der Gährung die Krankheit liegt, da muß selbstverständlich die Krankheit wachsen mit der Gährungsbeförderung, d. h. mit der künstlichen Hitze.

Da kamen endlich ein paar denkende Aerzte dahinter. Wahrscheinlich haben sie bei einem Bäcker gewohnt, oder bei einem Bierbrauer, und haben gesehen, wie der Bäcker seinen Teig, wenn er vor zu großer Gährung auseinanderlaufen will, aus der heißen Backstube an die freie Luft setzt, oder wie der Brauer sein Bier, wenn es nicht weiter gähren soll, in den kalten Keller

legt, oder sie haben's ihrer Köchin abgetrauscht, als diese Dampfnudeln machte. Und jetzt war das Ei des Columbus gefunden.

Den Dampfnudeln haben wir's zu verdanken, und weil in der Natur Alles nach ganz bestimmten, unabänderlichen Gesetzen geht, so müssen auch die Regeln der Gährungen immer die gleichen bleiben, ob im Brod-laibe oder im Menschenleibe. Jetzt versuche man mit den Gährungskrankheiten gerade wie der Bäcker mit seinem Brodteige. Damit uns der die Mutterkrankung oder Blutvergiftung erzeugende Giftstoff nicht über den Kopf wache, wie der zu stark getriebene Teig aus der Schüssel herausquillt — so riskirte man's und setzte die Kranken der frischen, kühlen Luft aus. Und siehe da, das Naturgesetz zeigte auch hier seine ewige Wahrheit. In der frischen Luft wurden die Kranken gesund, die Weiterentwicklung der Krankheit hörte auf, der Giftstoff im Kampfe mit der frischen Luft mußte den Kürzeren ziehen und verlor seine Kraft. So wurden die Kranken gesund ohne jede Medizin, und viele,

die noch aus aller Gewohnheit nebenbei Arzneien schlucken mußten, wurden in der frischen Luft gesund trotz der Medizin.

In der heißen Stubenluft aber starben die Kranken hausenweise.

Wer erinnert sich nicht, wie fürchterlich früher der Kriegstyphus und das Paratyphus wütheten, wie die armen Soldaten hundert- und tausendweise an diesen abscheulichen Fiebern und an der Cholera zu Grunde gingen, und wie die Verwundeten meist an Eiterungs-fieber, an Blutvergiftung starben? Diese Krankheiten haben mehr Soldaten das Leben gekostet als alle Granaten und Spitzkugeln, und der Tod hat seine Haupternte in den geschlossenen dumpfen Lazarethen gehalten, er hatte es da viel bequemer als auf den Schlachtfeldern.

Schon an den kranken wilden Thieren hätte man's lernen können. Sie gefunden alle in der Freiheit leichter wie in der Gefangenschaft. Aber freilich, in der Freiheit hat man ihnen nicht die beiden größten Himmelsgaben: Luft und Wasser rauben, hat man ihnen nicht den frischen Aether verbauen und die Quellen verammeln können.

Gottlob, jetzt ist es anders geworden. Schon im Krimkriege hat man die Sache besser gemacht, und im letzten französischen Kriege, hat man's zur Vollkommenheit gebracht. Da pferchte man die Kranken nicht mehr in dumpfe Spitäler ein, sondern man legte die Nervenfieber- und Choleraerkranken, die Verwundeten u. in luftige Holzbaracken, die immer frische Luft durchstreichen ließen und dennoch gegen Regen und Unwetter schützten. Ganz ähnliche Buden und Baracken bewohnen die reisenden Seiltänzer, Jongleurs, Panoramas- und Wachsfigurenverkäufer, und die Kerls sind alle gesund, wie der Fisch im Wasser.

Und auch unsern armen kranken Soldaten that



Der neue Hausarzt läßt den alten zum Hause hinaus.

frische Barackluft gut, und viele, viele wurden gesund, die gewiß in den Spitälern gestorben wären.

Und hat man denn in diesen Baracken außer der frischen Luft gar keine Arzneien gegeben? Doch, doch, meist aber nur ganz unschuldigen, verdünnten Himbeersaft oder so etwas, alle Stunde einen Löffel voll, denn die meisten Patienten glaubten noch immer, ohne Arzneien könne man gar nicht gesund werden; und dann war's auch ein Mittel, um die Wärter zu zwingen, allsündlich nach den Kranken zu sehen, ihnen trinken zu geben, sie trocken zu legen, abzuwaschen u. s. w.

Was haben wir denn aus dem bis jetzt Gesagten gelernt? frisches kühles Wasser und kühle frische Luft sind die entscheidendsten und heftigsten Feinde jeder Gährung, also auch die kräftigsten Mittel bei allen Gährungskrankheiten selber.

Das Alles ist aber noch nicht genug. Die Luft ist nicht nur ein guter Arzt, der, wie bei uns die guten Aerzte, die Kranken kurirt, nein, sie ist auch ein guter Arzt wie die Chinesen ihn haben, der dafür sorgt, daß man gar nicht krank werden kann. Die Chinesen sind aber ganz gesunde Leute, die halten sich ihre Aerzte für die Gesundheit, und so lange der Chinese gesund ist, bezahlt er seinen Arzt, und so bald er krank wird hört die ärztliche Besorgung auf; deswegen wird in China auch rasch kurirt, denn dort leben die Aerzte von den gesunden und nicht, wie bei uns, von den kranken Menschen. So gut wie die Chinesen können wir's aber auch haben, wir dürfen nur die Luft zu unserm Hausarzte ernennen, und dem brauchen wir auf Neujahr nicht einmal ein Honorar zu schicken, so sehr er es auch verdient hat.

Warum aber die Luft ein Arzt nach chinesischer Manier ist, das wird dem geneigten Leser sofort klar werden. — Die Ansteckungsstoffe, welche die Menschen und Thierseuchen hervorrufen, heißen sie nun Contagien oder Miasmen, befinden sich, wie man heutzutage mit Bestimmtheit weiß, in der Luft. Das Wechsell, Typhus- und gelbe Fieber, die Kinderpest und die Lungenseuche, und wie diese Heimgisungen alle heißen, schwimmen so zu sagen in der Luft, d. h. nicht sie selbst, sondern ihre Ansteckungsstoffe. Diese schwimmen oder fliegen als unendlich kleine, mit nur sehr guten Vergrößerungsgläsern sichtbaren Körperchen, als Sporen, Pilze, Fäden in der Luft herum, gerade wie z. B. die Saamenkörner der Disteln oder des Löwenzahnes, nur sind sie unendlich viel kleiner. Diese kleinen, unsichtbaren, giftigen Vögel aber kommen in unsere Lungen, durch diese in unsern Körper und machen ihn krank.

Wie aber können wir diese kleinen, heimtückischen, unsichtbaren Feinde vertilgen oder unschädlich machen? Durch Hitze, besonders durch Siedhitze, dann durch den elektrischen Strom, durch Karbolsäure, und durch andere Mittel kann man allerdings das Platten, Schlängengift und auch noch andere Gifte gährungsunfähig, und somit unschädlich machen. Dies geht aber nur, wenn man die Gifte in Händen hat. Die Ansteckungsstoffe in der Luft kann man aber nicht wie die Spähen herunterfischen oder mit einem Schmetterlingsgärchen fangen, um sie dann zu kochen und zu rösten, wie man etwa den Trichinen durch Braten den Saraus macht.

Und doch gibt es ein Mittel, die Ansteckungsstoffe unschädlich zu machen, und dieses Mittel haben wir den Blüten zu verdanken, denen es die Natur abgelaußt hat. Menschenfreundliche Wirthhe, die für die Gesundheit ihrer Gäste besorgt sind, gießen nämlich Wasser unter ihren Wein, sie verdünnen den Alkohol, oder wollen wir sagen, den Giftgehalt des Weines, damit er

den Gästen nicht so rasch in den Kopf steige. Gerade so wie diese menschenfreundlichen Wirthhe, macht es die Natur, sie gießt reine Luft in die giftgeschwängerte Luft, sie verdünnt sie, und macht sie dadurch unschädlich. Aber wir müssen der Natur helfen bei diesem Verdünnungsprozesse, sie liefert uns nur die Materialen dazu, und wir müssen selbst Hand anlegen.

Der geneigte Leser weiß aus dem Kalender, was die Luft für Eigenschaften hat, namentlich auch, daß sie sich vermöge ihrer Expansionskraft oder Ausdehnungsfähigkeit stets nach den drei Richtungen des Raumes ausbreitet. Und diese Eigenschaft ist es, die sie zu einem vorzüglichen Verdünnungsmittel macht. Nehmen wir z. B. an, es entwickle sich an einer gewissen Stelle irgend ein Ansteckungsstoff, so daß sich in einem Kubikmeter Luft 1 Pfd. oder 1/2 Kilogramm Gift befinde, so wird auf 10 Meter Entfernung von dieser Giftquelle die vergiftete Luft sich vermöge der Expansionskraft so sehr verdünnt haben, daß in einem Kubikmeter Luft sich nur noch der 10 mal 10 mal 10, oder 1000ste Theil eines Pfundes Giftstoff befindet, denn das Pfund Gift hat sich jetzt in einen Luftraum vertheilt, der 10 Meter lang, 10 Meter tief und 10 Meter hoch ist. Fürchtet der geneigte Leser auf 10 Meter Entfernung von dem Giftheerd immer noch für seine Gesundheit, so nehme er eine Entfernung von 100 Meter, so wird in einem Kubikmeter Luft nur noch der 100 mal 100 mal 100 oder 1/1000000 ein millionenste Theil eines Pfundes Gift sein, und jetzt ist der geneigte Leser in Nummer Sicher, denn dieses verdünnte Gift mag er ganz ruhig einathmen. Am Wasser ist dieses Beispiel noch deutlicher zu machen. 1 Loth oder ca. 14 Gramm Blausäure mit 1 Liter Wasser verdünnt, bringt noch einen Menschen um, schüttet man aber das Loth Gift in ein Faß Wasser, das 1000 Liter faßt, so kann einer, wenn er recht Durst hat, das ganze Faß austrinken, und wenn ihn das Wasser nicht umbringt, das Gift thut ihm nichts. Denn alle Giftstoffe, unendlich stark verdünnt, machen keine schädliche Wirkung mehr. Hieraus ist aber zu lernen, daß man einen in der Luft befindlichen Ansteckungsstoff dadurch bedeutend, ja ganz, abschwächen kann, daß man ihn recht viel und immer während frische Luft beiströmen läßt. In Krankenzimmern, wo Typhus, Platten-, Cholera-, oder andere Kranke mit faulig stinkenden Wunden liegen, befindet sich aber immer ein ansteckender Giftstoff, die Luft ist vergiftet und ein wahrer Infektions- oder Ansteckungsheerd. Sperret man nun aus altem Vorurtheil die Fenster zu und verkleistert, um ja recht vorsichtig zu sein, alle Ritzen, so muß die eingesperrte Luft, da sich immer neuer Ansteckungsstoff entwickelt, natürlich immer giftiger werden. Sperret man aber die Fenster auf, läßt nun stets frische Luft hinein, und jagt die schlechte hinaus, d. h. sorgt man für gehörige Ventilation, so wird das Gift vertheilt, die vergiftete Luft verdünnt und unschädlich gemacht. Das ist die gewaltige Wirkung des Ventilationsystems in der Heilkunde. Die frische Luft geht unbarmherzig mit diesen Giftstoffen um, und diese können sich nicht so rasch ersetzen oder nachwachsen, als ihre Feinde, die Luft, sie in alle vier Winde zerstreut; denn die Luft wirkt ununterbrochen verdünnend, aber die Ansteckungsstoffe brauchen Zeit, um sich stets wieder frisch zu erzeugen.

Diese Ventilation, diese früher so sehr gefürchtete Luft, feiert wirklich den höchsten Triumph in der Verbütung und in der Heilung von ansteckenden Krankheiten. Die Luft ist deshalb auch erstes und oberstes Desinfektionsmittel.

Stets frische Luft, Lüftung der Fenster, aber tüchtig und öfters ausgeführt, ist das beste Schutzmittel gegen Menschen- und Thierseuchen. Gegen Influenza der

Pferde gibt es gar kein besseres Mittel und der Aufenthalt der Pferde in freier Luft ist die beste Medizin; wenn sie dabei auch lange Haare bekommen sollten, es ist doch immer besser ein langhaariges, als ein krepirtes Pferd. Ein Professor an der Centralthierarzneischule in München, auch ein Freund der frischen Luft, sagt: Bei der Influenza darf nicht mediziniert werden; sobald diese Geuche ausbricht, müssen alle Pferde, gesunde und kranke, in's Freie gelassen werden. Jeder Thierarzt, welcher dem zuwiderhandelt, und den Pferden in den Ställen mit Arzneien zu Leibe gehen will, der versteht sein Handwerk nicht, und sollte zur Strafe seine Medizin selber verschlucken müssen. Das wäre zwar eine pferdemäßige Strafe aber gerecht. — Heute lassen alle großen und berühmten Spitalärzte bei Blattern, Scharlach u. s. w., überhaupt bei allen Ansteckungskrankheiten, mögen sie heißen wie sie wollen, Tag und Nacht die Krankenzäle lüften, d. h. permanent ventiliren, und seit die Herren Hof- und Medizinräthe die frische Luft als Aesthenzmittel angenommen haben, machen sie die besten Kuren.

Aber nicht nur in die Spitäler, auch in die Haushaltungen wollen wir einen Blick werfen. Wie mancher Beamter, Schreiber, Handwerker, die den ganzen Tag im dumpfen, geschlossenen Zimmer sitzend oder stehend, schreiben, rechnen, hämmern, feilen, pappen, klagen über Kopfschmerz, über eingenommenen Kopf. Abends wollen sie ihrem Kopfschmerz entlaufen und gehen in's Wohnhaus; man muß sich doch ein wenig zerstreuen und hören, was es Neues gibt. Aber in der dumpfen Wohnstube hört der Schmerz nicht auf, und man geht nach Hause und legt den eingenommenen Kopf in's Bett, in einem kleinen Schlafzimmer, in dem das Problem gelöst ist, ein halbes Duzend Betten und Bettchen unterzubringen und in welchem ein halbes Duzend Menschen 6—8 Stunden lang atmen und ausdünstet. In der Nacht wird der Kopfschmerz nur noch ärger, und am andern Morgen ist der Schädel wüth und dumpf. Der Mann brummt beim Frühstück und verbroffen geht er an die Arbeit. Was ist daran Schuld, daß der Mann übler Laune ist, daß er mit seinem eingenommenen Kopfe nicht weniger als einnehmend ist? Da ist die Luft daran schuld, und zwar die schlechte Luft, der Mangel an Ventilation, der Mangel an reiner, frischer Luft. In dieser schlechten Luft der Arbeitsstube, des Wohnhauses, des Schlafzimmers ist viel zu wenig Sauerstoff und viel zu viel Kohlensäure enthalten, und Kohlensäure in die Lunge und durch diese in das Blut gebracht, ist giftig, und das macht den Kopfschmerz.

Die Luft, die wir in Theatern, Bierhäusern, Kirchen u. einathmen, wenn die Lokale nicht besonders gut ventilirt sind, wo man also die Luft erst aus der zweiten und dritten Hand bekommt, d. h. erst wenn sie schon wiederholt ein paar hundert fremde Lungen, Nasen und Rachen passiert hat, diese Luft ist nicht mehr die appetitlichste, und ist mit Rauch, Staub, Kohlensäure und allerlei Gerüchen verunreinigt; sie enthält alles Mögliche, nur keinen Sauerstoff mehr, und ist nicht mehr tauglich zum Athmen. Da wo aber der Sauerstoff in der Luft fehlt, da bekommt man Lusthunger, Schwindel, Angstgefühl, kalten Schweiß, Kopfschmerz, wie dies gewiß schon Jeder an sich selber erfahren hat, nur wußte er nicht wovon. So hat erst kürzlich der Hinkende in einer Kirche einen Schwindelanschlag bekommen, er weiß aber nicht gewiß, kam es von der Luft oder von der Kanzel, von der gerade das Dogma der Unfehlbarkeit verkündet wurde. Es wurde ihm erst wieder wohl, als er die Kirchenthür wieder hinter sich hatte.

Wenn so ein Beamter, Künstler oder Handwerker, der in seinem dumpfen Geschäftszimmer, in der schlecht-

ventilirten Bierhalle, oder in seinem engen, überfüllten Schlafzimmer sich sein Kopfweiden geholt hat, der kann es los werden auf die einfachste Weise. Er gehe in's Freie, mache — um recht tief zu athmen, — einen Spaziergang hügelan, damit er in vollen Zügritt frische Luft genieße, er „kneipe“ Sauerstoff, und sein Kopfschmerz wird meistens verschwinden, wie weggezaubert.

Noch eine andere gute Eigenschaft hat man in neuerer Zeit in der Luft entdeckt, sie ist auch gut gegen äußerliche Krankheiten. Eine sehr gute Methode, um Brandwunden, wuchernde, schwammige, leichtblutende Geschwüre rasch zu heilen, ist die, daß man beständig Luft zu bläst. Man nimmt einen gewöhnlichen Ofenblasball und bläst damit des Tages zwei bis dreimal 10 bis 20 Minuten lang die Wunde an, bis sich ein dünnes trodenes Häutchen gebildet hat. Die Citerung hört sehr bald auf, es bildet sich eine Kruste, ein fester Schorf, und die Wunde vernarbt sehr rasch. Wer's nicht glaubt, der stecke die Hand in's Feuer, bis sie ein wenig angebraten ist, dann kann er's selber mit einem Blasbalge probiren.

Ein ventiltiger Mensch wird aber nicht alle Arbeit der frischen Luft überlassen, er wird ihr ihre ärztliche Praxis nicht dadurch erschweren, daß er selber schlechte und vergiftete Luft erzeugt. Dieß thut er aber, wenn er, im Falle er ein Landwirth ist, den Misthaufen gerade vor seinen Fenstern anlegt, so daß er den Stolz seiner Landwirthschaft in allen Stuben riechen kann; dieß thut er, wenn er durch den Abtritt sein ganzes Haus verpestet läßt, und namentlich, wenn er seinen Abtritt zum Wetterpropheten macht, und sagen kann: „Das Wetter ändert sich, der Abtritt riecht.“ Dieß thut er, wenn er die schlecht gemauerte Abtrittgrube neben den Brunnen legt, so daß dieser vergiftet wird, und das Gift, der Ansteckungsstoff, in jedem Glase Wasser, in jeder Tasse Kaffee getrunken, und in jedem Teller voll Suppe gegessen werden muß. Aber nicht allein der Brunnen wird durch solche unglückselige Abtrittgruben zu einer Giftquelle gemacht, der ganze Boden ringsum wird mit Ansteckungsstoffen gefüllt, welche sich durch den Regen lösen, durch die Hitze verbunsten, und die Luft, die man einathmet, vergiften. Und da wundern sich die Leute, wenn auf einmal in einem solchen Hause der Typhus ausbricht, und davon die halbe Familie zu Grunde geht, und sind doch jahrelang mitten drin im Gifte gegessen.

Wohl gemerkt also! In der Ventilation, in der frischen Luft liegt das sicherste Mittel gegen alle Ansteckungskrankheiten. Wer Ohren hat, der höre und handle! Wer also selber gerne gesund bleiben will, und eine Freude hat an einer gesunden Frau und an gesunden Kindern, wenn er jährlich viele Gulden sparen will für Doktor und Apotheker, der nehme sich die frische Luft als Hausarzt. Er lasse täglich wenigstens zweimal, in der Frühe und am Abend, alle Zimmer seines Hauses lüften; bei herrschenden Krankheiten muß dieses mit verdoppelter Aufmerksamkeit, muß es beständig geschehen. Er wähle das größte und luftigste Zimmer zu seinem Familienschlafzimmer, denn in diesem lebt und athmet die Familie die längste Zeit, und je größer der Raum, desto mehr verdünnt sich die erzeugte schädliche Luft. Er verbanne die Misthaufen weit aus dem Bereiche seiner Niechorgane, und lege den Abtritt so an, daß er nicht als Wetterprophet dient, dazu ist ein Quecksilberbarometer viel zuverlässiger und auch viel gesunder. Dunggrube und Brunnen halte er stets für die erbittertsten Feinde, und lege sie so weit auseinander als möglich, den die bestgemauerte Dunggrube kann auf die Dauer das Wasser nicht halten und vergiftet die ganze Umgebung. Am besten ist, wer es machen kann, gar keine

Dung- oder Abtrittgrube, sondern bei den Abtritten das sogenannte Tonnenystem, wo die Auswürfe nicht in Gruben, sondern in tragbaren Tonnen oder Fässern gesammelt und jeweils abgeführt werden. Doch über dieses für die Gesundheit so wichtige Kapitel, der Anlage der Abtritte, wird der Hinkende noch eine besondere Standrede halten müssen.

* * *

Der Hinkende hat in seiner Standrede der Luft viel Ehre angethan, und doch ist sie eigentlich ein Revolutionär. Ein Revolutionär in der Heilkunde, weil diese ebenedem so verläumdete Mischung aus Sauer- und Stidstoff wie der Gottseibeiuns gefürchtet war, und heute dagegen hochgeachtet dasieht als ein wundervolles und gewaltiges Gesundheits- und Heilmittel. Früher wie ein tobbringender Dämon aus allen Krankenzimmern verbannt und verdammt, wird heute dieselbe Luft durch alle Schleusen, sogar künstlich, den Krankenstuben zuzuführen gesucht. Ist das nicht Revolution? Aber eine Revolution, erfolgt durch die Fortschritte der Wissenschaft, durch den Umschwung des Wissens. Jeder gefundenen Revolution folgt aber eine Reformation, und die Ansichten unserer Aerzte über Heilkunst haben große Reformen erlitten. Der alte Zeitgeiz, der nur hinter dem Ofen und mit Pillen und Mituren kurirte, ist abgeschnitten, und die Luft, die frische Luft kurirt ohne Arzneien und ohne Krankenbett. Darum hatte der Mann recht, der da sagte: „die Heilkunst fängt eigentlich da erst an, wo das Rezept schreiben aufhört.“

Doktor und Apotheker.



In einem kleinen Landstädtchen einer armen Gegend wohnte ein Doktor, der sich ebensowohl durch die Güte seines Herzens als durch die Güte seiner Rezepte auszeichnete, zwei Eigenschaften, die nicht jeder Doktor in sich zu vereinigen pflegt. Der Mann hatte sich vor vielen Jahren in dem Städtchen niedergelassen, und in einer fünfundsiebzigjährigen Thätigkeit es kaum zu etwas anderem gebracht, als zu seinem sechszigsten Jahre. Dieß war aber meist seine eigene Schuld, denn er besaß einen, wahrscheinlich angeborenen, Abscheu vor allen denjenigen Thätigkeiten, die mit dem Einnehmen von Geld in irgend einer, wenn auch

entferntern Beziehung standen, und so gewissenhaft er sich in Ausübung seiner ärztlichen Pflichten zeigte, so sehr vernachlässigte er den merkantillischen Theil seines Berufes, weshalb auch mehrere seiner Kollegen der Ansicht waren, der Mann müßte verrückt sein. Einige seiner näheren Bekannten, die es aufrichtig gut mit ihm meinten, hatten schon vor mehreren Jahren den Versuch gemacht, ihn auf eine erspriechlichere Bahn zu leiten, und hatten ihm ein großes, elegant gebundenes Kontobuch verehrt, über welches der Doktor auch eine außerordentliche Freude bezeugte; er schrieb auch sogleich mit großen Buchstaben seinen Namen „Dr. Gier“ auf die erste Seite, ja einige seiner intimen Freunde stellten die Behauptung auf, er habe in der ersten Aufwallung sogar ein halbes Duzend Blätter liniirt. Als dieser erste Enthusiasmus vorüber war, stellte sich eine kühlere Auffassung ein, und Dr. Gier zog es vor, anstatt die Blätter des Kontobuches mit seinem Guthaben an seine Patienten zu bedecken, sie zur Aufzeichnung sehr genauer und zuverlässiger Beobachtungen über die meteorologischen Verhältnisse der Gegend zu benützen.

Da Herr Gier keinen Kreuzer Vermögen besaß, so ging es bei ihm oft recht knapp zu, und er war lediglich auf das angewiesen, was ihm der gute Wille der Bevölkerung für seine vielen Bemühungen zu Theil werden ließ; denn der gute Doktor hatte in seinem ganzen Leben auch nicht eine einzige Rechnung für ärztliche Bemühungen gemacht, oder das schwache Gedächtniß seiner zahlungsfähigen Patienten durch Mahnbriefe aufzufrischen gesucht. Dafür stand er aber auch unter dem besonderen Schutze der ganzen Gemeinde, und seine Arglosigkeit in materiellen Angelegenheiten wurde nur benutzt, um ihn gar nicht oder schlecht zu bezahlen, aber ihn zu betrügen wäre gefährlich gewesen. Ein alter, schlauer Bauer, der den Versuch gemacht hatte, dem Doktor ein Kasten Brennholz für zwei zu verkaufen, wurde förmlich in die Acht erklärt, er konnte sich in keinem Wirthshause mehr sehen lassen, ohne verhöhnt zu werden, als ob es sich um ein Kapitalverbrechen handle, während sonst dieser Holzweg kein ganz ungewöhnlicher Weg ist, um sich zu bereichern.

Wie der gute Dr. Gier gar keinen Feind hatte, so haßte er noch viel weniger irgend einen Menschen; nur von einem einzigen gestand er sich, nicht ohne leise Selbstvorwürfe, daß er ihn „nicht recht leiden“ möge, und dieser Eine war trauriger Weise gerade der, der sein treuester Verbündeter hätte sein sollen, der Apotheker, Herr Spender. Und in der That bestanden ganz außerordentliche Gegensätze zwischen diesen beiden Persönlichkeiten und ihrer Umgebung. Zunächst war Herrn Spenders Kontobuch ein wahrer Greuel für Herrn Gier, denn es konnte nach seiner Ansicht gar kein Gegenstand von dickerem und unverschämterem Ansehen geben, als dieses Kontobuch, wozu noch ein eigenthümlicher fettiger Glanz beitrug, der Herrn Gier in hohem Grade mißfiel, und der mit einer ähnlichen fettigen Stelle unter dem linken Rockärmel des Apothekers korrespondirte, wo dieser seinen Liebling, wie der Geistliche sein Brevier, geraume Zeit des Tages über bei sich zu führen pflegte, und es mindestens ebenso eifrig studirte, wie der Geistliche sein Brevier, und augenscheinlich mit größerem Behagen. Zudem war es dem Doktor sehr wohl bekannt, daß Herr Spender keineswegs bloß aus Ordnungsliebe jenes häßliche Buch mit so viel Gewissenhaftigkeit führte, sondern — so meinte Dr. Gier — es sei mit den Thränen und Seufzern seiner Patienten geschrieben, und es gäbe kein noch so winziges Bößchen in demselben, welches der Apotheker nicht auf die eine oder andere sinnreiche Weise einzutreiben verstanden hätte. Dabei hatte Herr Dr. Gier das un-